

Essay

Ich will bei meinem Sterben dabei sein

Lebensende Im Hospiz sterben oder mithilfe von assistiertem Suizid? Der schwer kranke Badener Theologe und Ethiker Thomas Gröbly weiss noch nicht, welchen Weg er wählen wird.



Illustration: Christina Baeriswyl

«Ich habe keine Angst vor dem Sterben, ich möchte nur nicht dabei sein, wenns passiert», soll der Regisseur Woody Allen gesagt haben. In der witzigen Aussage kommt ein verbreitetes Unbehagen zum Ausdruck. Um Leiden zu vermeiden, wählen immer mehr Menschen die Abkürzung durch Suizidbeihilfe. Als Mensch mit der schweren Krankheit Amyotropher Lateralsklerose (ALS) habe ich Verständnis und gleichzeitig ein paar kritische Einwände. Sterben mit ALS kann schrecklich sein. Ich kann mich verschlucken und ersticken oder stürzen und den Kopf verletzen. Schon vorher werde ich mit gelähmten Armen und Beinen auf eine Rundumbetreuung angewiesen sein, Zähne- oder Hinternputzen wird zum Trauerspiel. Wenn Schlucken kaum mehr möglich ist, werde ich mit Magensonde ernährt, ein Atemgerät gibt mir Sauerstoff. Vollständig von anderen abhängig zu sein, ist schwer vorstellbar. Ich bin noch weitgehend selbstständig.

Ein «ALS-Bekannter» von mir starb in Begleitung der Schweizer Suizidbeihilfe-Organisation Exit. Auch in mir drängt sich die Frage auf, wie mein Ende aussehen wird. Einen Suizid mit oder ohne Suizidbeihilfe-Organisation schliesse ich nicht aus. Trotzdem stimmt mich das Sterben auf diese Weise skeptisch. Ich habe in meiner Arbeit als Trauerredner einige Male Angehörige von Men-

schon erlebt, die sich so das Leben genommen hatten. Fast immer lautete die Kritik, die planmässige Durchführung des Sterbens habe kaum Platz für den Abschied gelassen. Die genaue Uhrzeit am Tag X zerstöre das Geheimnis des Sterbens und degradiere es zu einem bürokratischen Verwaltungsakt.

Ich verurteile niemanden, der diesen Weg wählt. Ich masse mir nicht an, den Leidensdruck beurteilen zu können. Aber assistierter Suizid ist für mich ein Ausdruck von Todesverdrängung, von Sterbe- und Todesangst. Der Tod und das Leiden im Sterben dürfen nicht sein. Das Sterben soll schnell, sauber und diskret veranstaltet werden. So wird das Unverfügbare des Sterbens verfügbar gemacht. Der eigene Tod wird zu einem Projekt mit einer klar definierten Agenda. Wer diesen Weg wählt, will die Kontrolle behalten und nichts dem Zufall überlassen. Darin sehe ich die konsequente Weiterführung der Selbstoptimierungskultur. Lebenslang muss ich mich verbessern, täglich 10 000 Schritte gehen, den Körper trainieren, das Gesicht faltenfrei halten, damit ich in Beruf und Liebe Erfolg habe. Wenn mein Körper trotz allem nicht mehr einwandfrei funktioniert, muss ich schnell und möglichst anonym verschwinden. Dahinter steckt eine lange Geschichte der Tabuisierung des Todes, das sich im neoliberalen Menschenbild zugespitzt

hat. Jeder ist für seinen Marktwert und sein Sterben selber verantwortlich. Assistierter Suizid ist der letzte Akt der Todesverdrängung und Selbstoptimierung.

Für Überraschungen im Leben bleibt kein Platz. Begründet wird das assistierte Sterben meist damit, schweres Leiden vermeiden zu wollen. Ich möchte auch nicht (unmässig) leiden. Aber Schmerzen und Leiden gehören nun mal zum Leben. Die medizinischen Möglichkeiten, Leiden erträglich zu machen, geben mir die Chance für neue Erfahrungen, die ich vielleicht erst am Ende meines Lebens machen kann. Mit Suizidbeihilfe würde ich dies verhindern, denn sie reduziert das Sterben auf einen technokratischen Prozess. Man zieht den Stecker, das Licht geht aus – ein Sterben ohne Geheimnis und Poesie. Aus juristischen Gründen stehen unverzüglich Polizist, Staatsanwältin, Kantonsarzt und Bestatterin am Bett. Auch wenn sich alle Beteiligten Mühe geben: Dem Sterben wird die Intimität genommen. Meine Bedenken haben keine theologischen Gründe. Ein Gott der Liebe steht zu mir, wofür ich mich auch immer entscheide.

Am meisten erschreckt mich, dass das Sterben beziehungslos wird. Zwar können Angehörige das Sterben mit Suizidbeihilfe begleiten, aber die organisatorischen Bedingungen wirken erschwerend. Sterben sollte doch in einem Netz

von Beziehungen mit viel Zeit und Raum geschehen dürfen, auch wenn ich letztlich allein sterbe. Ein Sterbewilliger kann alles mit seinen Lieben besprechen, und diese können der Suizidbeihilfe zustimmen. Dennoch: Der Vollzug

Assistierter Suizid ist für mich ein Ausdruck von Sterbe- und Todesangst. Der Tod und das Leiden im Sterben dürfen nicht sein.

geschieht durchorchestriert mit den notwendigen Personen «all inclusive» in zwei Stunden. Die Angehörigen sind gezwungen, mitzuspielen und zu funktionieren. Da bleibt weder Raum noch Zeit für die eigenen Gefühle: weinen oder beten, schreien oder verstummen.

Oder die Zeit vergessen und sich vom Geheimnis des Sterbens berühren zu lassen.

Assistierter Suizid ist ein Ausdruck unserer Zeit, in der Freiheit ein wichtiger Wert ist. Wir vergessen gern, dass Freiheit immer Teil eines Beziehungsnetzes ist. Mit meinem Entscheid, meinem Leben ein Ende zu setzen, stelle ich meine Angehörigen vor vollendete Tatsachen und erschwere ihren Abschiedsprozess. Nicht nur die Folgen für sie werden negiert, auch die gesellschaftliche Wirkung geht vergessen. Wird Suizidbeihilfe zu einer Selbstverständlichkeit, könnten hilfsbedürftige alte Menschen unter Druck geraten, sich das Leben zu nehmen. Es könnte eine Stimmung entstehen, in der kranke und schwache Menschen eine soziale und finanzielle Last und unerwünscht sind.

Wie anders sieht Sterben in einem Hospiz aus. Mit meiner Krankheit kann ich mir Sterbefasten vorstellen. Ich esse nicht mehr, bis mein Körper geschwächt ist, und dann trinke ich auch nichts mehr. Ich weiss, dass das qualvoll sein kann und einen friedlichen Übergang keineswegs garantiert. Doch als Sterbender habe ich alle Zeit, die ich brauche, meine Lieben können bei mir sein, ich kann Musik hören oder jemand liest mir ein Gedicht vor. Ich bin medizinisch betreut, sodass ich möglichst wenig Schmerzen habe. Ich kann den Sterbeprozess bewusst miterleben und vielleicht wertvolle Erfahrungen machen. Es geht in keiner Weise darum, das Sterben zu verherrlichen. Auch in einem Hospiz kann ich alle möglichen Reaktionen zeigen, Angst, Wut, Verbitterung, Verzweiflung oder Ruhe und Gelassenheit. Im Idealfall bin ich aber begleitet von Menschen, die mich so nehmen, wie ich bin. Ja zum Leben, auch im Sterben.

Suizidbeihilfe betont ein selbstbestimmtes, «würdevolles» Sterben. Das ist meiner Ansicht nach eine Verkehrung des Würdebegriffs. Meist geht man davon aus, dass Würde durch Schmerz, Angst und Abhängigkeit verloren gehen kann. Würde hat viel mit Selbstbestimmung zu tun. Auf Hilfe angewiesen zu sein, ist jedoch urmenschlich und die Grundlage einer humanen Gesellschaft. Deshalb ist mir diese Definition wichtig: Würde ist unabhängig von Geschlecht, Rasse, Herkunft, Gesundheit, Bewusstsein oder Zurechnungsfähigkeit. Würde kann also nicht abnehmen. Mich fasziniert die Idee, dass ich mich bis zum letzten Atemzug entwickle, auch wenn es von aussen nach Abbau von Körper und Geist aussieht. Ein Leben mit grossen Einschränkungen und schwerem Leiden ist eine Herausforderung. Bei aller Kritik respektiere ich jeden Entscheid für Suizidbeihilfe. Ich kann heute nicht sagen, ob es nicht eines Tages doch mein Weg sein wird. Sterben bleibt ein Geheimnis und ein Abenteuer, bei dem ich dabei sein möchte.

Thomas Gröbly

Thomas Gröbly ist reformierter Theologe, ehemals Dozent für Ethik und Inhaber des Ethik-Labors und des Verlags Volleshaus in Baden. Dieser Text ist ein Auszug aus seinem neuen Buch «Einen Augenblick staunen – Nachdenken über Sterben, Nachhaltigkeit und Friedfertigkeit», (vorläufiger Titel), ISBN 978-3-03881-009-4 (erscheint demnächst)